

(Nachdruck verboten.)

21]

## Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knödel.

Franz vergrub das Gesicht immer tiefer in die Kissen. Er leierte sein Gebet mit erstickter Stimme fort: „Und führe mich nicht in Versuchung!“ Bei den Worten lösten sich seine Gedanken vom Christian und sprangen aufs Gebet über.

„Führe mich nicht in Versuchung! Führe mich nicht in Versuchung!“ stammelte er in einem fort, bis er entschlief. . .

Als am anderen Morgen der Wecker den Franz aus dem Schlaf schreckte, richtete sich auch Christian im Bett auf.

„Willst auch schon aufstehen?“ fragte der Franz.

„Ja!“ sagte der Christian.

„Aber 's is noch früh! Erst halb sechs! Des is noch kein Zeit für so en feine Herr!“

„Ich bin oft schon um fünf Uhr aufgestanden, um zu lernen!“

„Ich bin oft schon um fünf Uhr aufgestanden, um zu lernen!“ wiederholte der Franz spöttisch, „was Du sein hochdeutsch schwäche kannst!“

Der Christian biß sich auf die Lippen. Er ging ans Fenster und machte es auf.

„Na,“ sagte der Franz ärgerlich. Ein kalter Lufthauch hatte ihn gestreift.

„Das is gut! In der Stub is es eso heiß,“ meinte der Christian und trank gierig die kühle Morgenluft. In der engen Kammer war ein schwüler Dunst von Schmutz und Schweiß. Der Franz war Schlosser und kein Wasserfreund.

Bei des Christians letzter Rede war ein leises Lächeln der Befriedigung über seine Lippen gegangen, aber die Arme redend, sagte er: „Für e so en feine Das wie die Dein is der Geruch nit. Schweiß riecht nit wie Parfüm! Aber des is halt unfer Parfüm! Das Parfüm von dene, die schaffe!“

Er gähnte und dann ging er in die Küche, um sich zu waschen. Dort sah Mitting bereits und zog sich die schweren Stiefel an, und die Luis schmierte die Butterbrote, bis das Kaffeewasser kochte.

„Tu mer Dein Hemd heraus für de Sonntag, Franz, ich hab's gestern nit finden könne,“ sagte sie zum Bruder.

„Es is all noch sauber,“ meinte der. Und dabei stieg ihm die Röte ins Gesicht. Wenn ich jetzt, heut nacht . . .?“ Er wagte nicht weiter zu denken.

„Tu's heraus!“ bat die Luis noch einmal. „Du hast's schon angehabt, und am e Feiertag muß de doch fein sein!“

Da lachte der Franz, ging in die Kammer und holte das Hemd. Er warf's dem Mädchen hin, wusch sich hastig und zog die Stiefel an, ohne zu reden.

Wie er aber eine Weile später mit seinem Kaffeekännchen über die Straße ging, summte er ein Liedchen und war vergnügt.

Wenn ich heut nacht . . .? Das Zittern überkam ihn, wenn er daran dachte: wenn ich das getan hätt . . .? aber Gottlob!

Er atmete tief, und kräftig schritt er hin über den knirschenden Schnee.

„Weihnachtswetter!“ sagte er und sah zu den schnee-schweren Bäumen am Wege auf: „Weihnachtswetter!“

Der Himmel war noch ganz dunkel. Nur der Schnee leuchtete im dämmernden Morgen.

Der Franz aber summte. „Das Luis is doch en ordentlich Mädchen, ja, en ordentlich Mädchen!“

Und er schritt rascher aus, denn die Fabrikspeife tönte, und er hatte noch ein paar Minuten zu gehen.

Dahem hatte sich unterdes der Christian mit der Schwester an den Tisch gesetzt.

„Is der Franz als wüßt zu Dir?“ fragte er, während er sein trodenes Brot in den Kaffee stippte.

„Ach, es geht all! Er is en bissel laut! Aber so wie zu Dir is er nit. Auf Dich is er halt neidisch!“

„Ja,“ nickte der Christian, „grad wie der Peter Edel!“

„Na der!“ sagte die Luis und in ihre Augen kam das Entsetzen, das sie damals bei des Burschen Reden empfunden.

„Der, der is ja en Heid, der glaubt an keinen Himmel und an keinen Herrgott! Er sagt des gib's nit!“

„Na, das tun viele nicht mehr, heutzutage,“ sagte der Christian mit einer wegwerfenden Handbewegung.

„Viele nit mehr?“ die Luis sprang auf. Sie dachte an die Berta — hatte die schließlich doch recht damit, daß das Ende der Welt bevorstände? Viele nit?“ wiederholte sie.

„Injal!“

„Und Du, Christian, Du auch nit mehr!“

Der Gefragte versuchte zu lachen. „Ach! Geh! Eh ich meinen Glaube fortwerf, muß mer einer bewiese habe, daß, was ich glaube, nit wahr is! Bewiesen haarklein . . .!“

„Aber?“ das Mädchen faltete die Hände.

„Dann ja . . . dann . . .!“ Er legte die Stirn in Falten.

„Du weißt, es gibt Leut, die das bewiese wolke, und die machen es eso geschick, daß die klügste Leut dran glaube, aber das sind alles Teufelsknecht. . .!“

„Es gibt Gelehrte,“ sagte der Christian, „die haben entdeckt, daß die Schöpfungsgeschichte in der Bibel eigentlich nur die bildliche, leicht faßliche Vorstellung eines langsamem Werdens war, und aufgestachelt zum Forschen . . .!“

„Dest ihr so Bücher?“ fragte die Luis.

„Leider nein, aber das mit der Schöpfungsgeschichte hat man uns im Religionsunterricht gesagt!“

„So was . . . so was! . . . Und im Religionsunterricht!“ Die Luis machte gar zu erschrockene Augen, sie hatte die Hände im Schoß gefaltet, der Kaffee vor ihr wurde kalt.

Da lachte der Christian. „Geh, Luis, mach kein eso Gesicht, ich weiß ja selber nix!“

„Ja, ja . . . Du selber weißt's nit und sitzt de ganze Tag hinter de Bücher und kannst eso gut lerne . . .!“ Und dann stand sie auf, leerte ihre Kaffeetasse mit einem Zug.

„Ueber so was möcht mer nachdenke,“ sagte sie, „aber ich darf nit. Es gibt so viel zu schaffe!“

Und sie ging an die Arbeit.

Am Abend jenes Tages kam der Peter und klopfte dem Franz. Er ging nicht in die Stube, weil die Luis drin war, da schämte er sich.

Als der Freund zu ihm auf den Hof trat, stieß er ihn an. „Na, is der Herr Lehrer da?“ fragte er.

„Injal!“

„Und tut er recht hochmütig?“ der Peter schob seinen Hut in den Nacken und steckte seine Zigarre wieder in den Mund.

Der Franz aber faltete die Augenbrauen. „Hochmütig?“ sagte er langsam. Die Erinnerung an die verklossene Nacht schüttelte ihn. „Hochmütig? nee!“

„Nee? hahaha!“ der Peter lachte.

„Was is denn in Dich gefahre, Franz!“ sagte er. „Bist ja so fromm wie en Lämmchen!“

„Ich hab mer überlegt, daß es uns doch nix nützt, wenn mer grob zu em sind — und dann . . . es Luis —!“

„Na, was is mit der?“

„Es is eso en ordentlich Mädchen . . .!“

„Soo! hahaha!“ Wieder lachte der Peter und klopfte sich aufs Knie dabei. „Na ja, das muß ich sage . . .! Aber en Liebshaft kannst du doch nit mit er anfange . . .!“

„Nee,“ der Franz wehrte mit der Hand.

„Na, was hast denn dann von er?“

„Sie macht mer mein Sach immer eso schön in Ordnung!“

„Ja, hm . . . des is schon was wert,“ meinte der Peter.

„Es Paula tut mer's nit, und der Mutter fallt's auch nit ein! Na und heut mittag, wie ich heimkomme bin . . .“ Er schlug mit der Faust fest aufs Knie, „wie ich heimkomme bin, da hat das Weibsmensch mir en Futter stehn lasse . . .“ Er spuckte aus. „Eingepruckeltes Zeug! Die Kartoffeln kalt und das Gemüß angebrannt! Und en Kann Kaffee hat se mer dazu gestellt, so en läppiße Brüß . . . Ich hab mich bedankt!“ Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er leiser mit einem weichen Unterton in der Stimme: „Ja, ja, wenn mer ordentlich versorgt würd, dann . . .!“

„Weißt, ich glaub, wenn de schaffe tätst —!“ sagte der Franz, und legte dem Freund die Hand auf die Schulter.

Der aber schüttelte sich und warf den Kopf zurück. „Nee! erst sollen se mal ordentlich zu mir sein und dann . . .“

Kann . . . Er kratzte sich hinterm Ohr. „Ob ich dann gern schaffe tät? Schaffe?“ Er neigte die Stirn.

Gleich darauf reckte er sich wieder auf. „Schaffe?“ sagte er, „fiel mir ein! Andere Leut haben's doch nit nötig zu schaffe! Da, die reiche Leut! Die sollen erst emal teile!“

„Ach was!“ der Franz stampfte mit dem Fuß auf. „Das i Geschwätz! Wenn de aufs Teile warte willst, da kannst noch lang warte! Ich hab mer das anders zurecht gelegt. Ich will schaffe und mer en bissel was spare . . .!“

„Inja!“

„Und wofür denn?“

„Hör doch! Ich tu mer en Liebste auf. En ordentlich Mädche, so wie es Luis, was schaffe kann und bei dem ich mein Freud find . . .“

— Und dann?“ der Peter stierte den Kameraden an. Was nur in den reingefahren is! dachte er

„Dann heiraten mer,“ sagte der Franz

„Franz!“

„Inja!“

„Und kriegen Rinner?!“

„Inja!“

„Für die de Dich plagen mußt!“

„Inja, aber da weiß mer doch auch, für wenn mer sich plagt!“

„Soo? . . . ja —!“ der Peter nickte ein paarmal mit dem Kopf, dann gab er dem Franz die Hand. „Gut Nacht,“ sagte er und trollte sich fort.

Der Franz, der Franz! sagte er ein paarmal unterwegs. Wenn ich das auch könnte! Er kratzte sich hinterm Ohr. Aber schaffe — brr! Er schüttelte sich und ging ins Wirtshaus.

16.

Das Weihnachtsfest brach an.

Die Emma lag in einem frisch bezogenen Bett und war glücklich über die weißen Bezüge der Kopfkissen.

Mit der weißen Wäsche war die Luis sonst sehr sparsam.

Für die Männer hatte sie die glanzgebügeltten Hemden parat gehalten, und auf dem Eßtisch in der Küche stand ein kleines Tannenbäumchen mit bunten Kerzen und buntem Gebäck.

Der Postbote aber hatte ein Paket aus Mannheim gebracht, das hatte Lätitia gepackt, und für jeden war etwas drin.

Für die Marie ein Kopftuch und für die Luis Stoff zu einem Kleide. Für Mütting eine feine Wurst, die er lange, sehr lange mit Wohlgefallen ringsum berochen hatte, ehe er sich mit feierlichem Ernst eine Scheibe davon abschnitt.

Für die Emma war ein Glas mit eingemachten Früchten im Paket, und das Glas stand auf dem Tischchen neben des Mädchens Bett. Spät am Abend erst durfte die Luis es hinaustragen und in den Schrank schließen.

Es war am zweiten Weihnachtsfeiertag. Die Luis saß neben der Emma Bett und häfelte, während die Kranke mit geschlossenen Augen dalag, als der August behutsam die Kammertür aufmachte.

„Schläft se?“ fragte er so leise wie möglich und deutete nach der Emma hinüber.

Die hatte seine Stimme erkannt. Sie richtete sich ein klein wenig auf. „Ich schlaf nit, August, komm nur rein,“ sagte sie.

Da trat er herzu. „Tag auch,“ sprach er und gab den Mädchen die Hand. „Wie geht's?“

„All esol! Bald stehn ich auf!“ Die Kranke versuchte ein schelmisches Lächeln. Das „Bald stehn ich auf!“ sollte ein Scherz sein, aber das Lächeln war gar zu matt und schmerzertrotzt.

Es tat den beiden weh. Und eine kleine Weile schwiegen alle drei.

Dann räusperte sich der August und griff nach der Luis ihrer Arbeit. „Was gibt des?“ fragte er.

„En Einsatz für en Koppekissel!“

„Für Dich?“

„Inja!“

„Hast denn schon en Bekantschaft?“

„Ich?“ Die Luis schaute erstaunt auf. „Ich? Wieso?“

„Na, weil der Aussteuersach machst! Da hab ich gedacht, Du hättest der vielleicht Einen aufgetan, da draußel!“

Die Luis lachte. „Ich denk nit dran. Und vorerst . . .!“ Sie wies auf die Emma.

„Das mein ich auch,“ warf die ein, „Es is doch noch jung! Noch nit achtzehn Jahr!“

„Na ja, es braucht ja nit gleich geheirat sein!“ Dem August schoß das Blut in den Kopf. „Ich hab nure so gedacht,

für die Lieb, hab ich gedacht!“ Er kratzte sich hinterm Ohr und ließ die Häkelei der Luis aus den schwierigen Händen.

„Ich hab zu tun!“ sagte die Luis, „da hab ich kein Zeit für die Lieb!“

„Meinst? — Sm!“ Der August schwieg, und auch die anderen sprachen nicht.

Die Emma lag mit geschlossenen Augen. Die Luis häfelte, und der August stand und guckte auf das Tapetenmuster an der Wand.

Wie fang ich nure an damit? dachte er. „Luis!“ Er räusperte sich. Das Mädchen sah hoch und zählte die Luftmaschen.

„Luis, ich wollt halt emal frage, ob de mit mer auf de Neujahrsball gehen wollst!“

„Auf de Ball? Ich auf de Ball?“ Der Luis sank die Arbeit in den Schoß. Das Blut schoß ihr in die Wangen.

„Tanzel!“ Es war ihr, als Klinge bereits Musik an ihr Ohr. Eine wilde übermütige Melodie.

„Tanze?“ fragte sie noch einmal und atmete tief. „Inja!“ Der August warf's ganz trocken hin, „tanzel!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Blitzgefahr und Blitzschutz.

Wenn wir von der statistisch erwiesenen Zunahme der Blitzgefahr sprechen, so pflegen wir dabei in erster Linie an die wachsende Gefährdung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude zu denken, vor allem der ländlichen; denn in den Städten sind die Häuser vergleichsweise weit weniger zündenden Schlägen ausgesetzt. Nun wächst aber ohne Zweifel mit der zunehmenden Gefahr für Gebäude, die sich in fünfzig Jahren nahezu sechsfacht hat, auch die Gefährdung des menschlichen Lebens durch den Blitz. Werden doch gegenwärtig in Deutschland jährlich zwischen zwei- und dreihundert Menschen getroffen und zu einem Drittel getötet, während in den Vereinigten Staaten während des letzten Jahrzehnts die Zahl der Erschlagenen allein jährlich über dreihundert betrug. Angesichts dieser Ziffern ist es sicherlich berechtigt, wenn wir der Frage: Wie schützen wir uns gegen die Blitzgefahr? ein erhöhtes Interesse zuwenden, um so mehr, als sich beobachten läßt, daß vielfach die durch den Ausbruch eines Gewitters im Freien überraschten Personen nicht mit den einfachsten Verhaltensmaßregeln gegenüber dieser Gefahr vertraut sind.

Die Ursachen der zunehmenden Blitzgefahr sind großenteils bekannt. Mit der unablässig steigenden Bevölkerungszunahme ist die Zahl der Wohn- und Nutzbauten gewaltig gewachsen. Die Städte werden im weitesten Umkreise von einzeln liegenden Gehöften und Villen umlagert, und ebenso bieten die Dörfer nicht mehr das frühere in sich geschlossene Bild, sondern senden unablässig Abbauten und Ablagen, teils Ställe und Scheunen, teils ganze Gehöfte, in die Feldmark hinaus. Und diese Einzelbauten sind es bekanntlich, die sich der Blitz mit Vorliebe zum Opfer erzieht.

Dieses Wachstum der Gebäudezahl und dieser Umschwung in der Besiedelungsweise des Landes würden an sich schon genügen, die Steigerung der Blitzgefahr zu erklären, ohne daß wir eine Vermehrung der Gewitter oder wenigstens der Blitzschläge anzunehmen brauchten. Aber es ist leider mehr als wahrscheinlich, daß auch absolut die Zahl der Gewitter und damit der Blitzschläge zunimmt. Hervorgerufen wird diese Zunahme einestheils durch die Verminderung der Wälder, die für den langsamen und unmerklichen Ausgleich der elektrischen Spannung zwischen der Erdoberfläche und den höheren Luftschichten sorgen, andererseits durch das Sinken des Grundwasserspiegels und die dadurch sich vermindernde Verdunstung über dem unbewaldeten Boden. Nicht ohne Einfluß auf die Zahl der Blitzschläge mag auch die Zunahme der industriellen Betriebe mit ihren hohen Schornsteinen und den von ihnen emporgeschickten Rauch- und Dunstmassen sein, die als aufsteigende warme Ströme den gewaltsamen elektrischen Entladungen Bahnen geringeren Luftwiderstandes bieten. Daß bei der Zunahme der Blitzgefahr die Zahl der zündenden Schläge nicht in gleichem Maße wie die der kalten, nur mechanisch zerstörenden wächst, ist leider hauptsächlich der Gefährdung von Menschenleben ohne Belang.

Wenden wir uns den Maßregeln zu, durch die wir der verhängnisvollen Wirkung des „wetternden Strahls“ zu entgehen hoffen. Der Blitz kann uns ebenso im Freien wie im geschlossenen Raume gefährlich werden. Halten wir uns an die Tatsache, daß er seinen Weg an hervorragenden leitenden Gegenständen abwärts nimmt, so werden wir, vom Gewitter auf dem Felde oder der Landstraße überrascht, uns zunächst bemühen, nicht den hervorragendsten Punkt der Umgebung zu bilden. Gewöhnlich eilt der von Gewitterregen Ueberraschte unter dem Schirm fliegenden Fußes einem schützenden Obdach zu, ohne zu bedenken, daß ihm gerade diese Eile zum Verderben ausschlagen kann; und ebenso töricht handeln die bei der Feldarbeit überraschten Schnitter, wenn sie mit geschulterter Sense dorfwärts flüchten. Man sollte in diesem Falle die Durch-

näßung und die daraus vielleicht sich ergebende Enttaltung als das geringere Übel betrachten, sich der Länge nach auf den Boden krecken und geduldig den Verlauf des Gewitters abwarten. Wird man im Walde überrascht, so kann man natürlich ruhigen Schrittes unter dem Schirm seines Weges wandeln, denn hier wirken die Bäume als die sichersten Blizableiter. Lauffchritt wäre wegen der dadurch hervorgerufenen Luftbewegung gleichfalls zu widerraten.

Gar zu häufig sucht trotz aller Warnungen der vom Gewitter Ueberraschte noch immer seinen Schutz unter einem Baum, ohne zu bedenken, daß er sich dadurch geradezu unter den Blizableiter stellt; dabei macht es wenig Unterschied, ob der Baum einzeln im Freien oder ob er im Verband des Waldes steht; auch hier kann jeder getroffen werden. Freilich ist die Anziehungskraft der verschiedenen Baumarten für den Bliz eine sehr verschiedene: mit Recht betrachteten die Germanen die Eiche dem Donar, die Griechen dem Zeus geweiht, denn keinen Baum bevorzugt der Hammer des Gottes so wie sie. Nächst der Eiche fallen die Blitze am häufigsten auf Nadelhölzer, Fichten und Kiefern, und auf Pappeln. Bei der Eiche und der Pappel mag die Blizgefahr durch das häufige Vorkommen trockener Aeste in der Wipfelregion, bei den Nadelhölzern teilweise durch den Standort bedingt sein. Am ungefahrdesten würde man während eines Gewitters unter einer Buche stehen, obwohl auch diese Baumart keinen unbedingten Blizschutz bietet. So wurde z. B. unter 95 Blizschlägen, die im Jahre 1902 im südböhmischen Alpengebiet an Bäumen beobachtet wurden, die Buche nicht einmal, im folgenden Jahre bei 68 Fällen zweimal getroffen. In einer bekannten Statistik über Blizschläge in lippeischen Forsten wird die Eiche in 254, die Buche in 28 Fällen als getroffen bezeichnet, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß gerade die Buchenbestände dort sehr reichlich, auf 70 Prozent des Waldflächenraumes, vertreten sind, die Eichen nur auf 11 Prozent.

Jedenfalls geht aus allen Veröffentlichungen über Blizschläge hervor, daß man gut tut, im Gewitter auf jeden Baumsturz zu verzichten. Aber ebenso verkehrt wäre es, sich im Freien unter Heuhaufen, Getreideschober oder zu Haufen gestellte Garben zu flüchten; der Bliz zeigt eine entschiedene Vorliebe für diese Objekte, so daß einem auf freiem Felde tatsächlich nichts übrigbleibt, als der Situation liegend oder an einem Grabenrand sitzend in möglichst dem Boden angeschmiegt Stellung zu trohen. Wie gefährlich der Aufenthalt in offenem Gelände bei Gewitter ist, geht z. B. daraus hervor, daß in Steiermark und Kärnten von 25 im Jahre 1902 vom Bliz Getöteten neun Personen auf freiem Felde ohne Deckung, sechs unter einzeln stehenden Bäumen oder kleinen Baumgruppen getroffen wurden.

Wird eine Gesellschaft von Personen im Freien vom Gewitter überrascht, so ist entschieden anzuraten, daß jeder einzelne eine beträchtliche Strecke von den übrigen seine Stellung oder Lage einnimmt. So sehr die Angst in solchen Fällen auch zum Zusammenbleiben treibt, es wäre verkehrt, in einem Haufen zu verharrten; denn erstens würde die starke Ausdünstung und der nach oben steigende warme Luftstrom des Haufens für den Bliz eine Stelle geringsten Leitungswiderstandes bilden, zweitens aber würde der Schlag alle zusammen treffen, während bei geeigneter Verteilung höchstens der eine oder der andere dem bösen Zufall ausgesetzt wäre. Nicht selten geschieht es, daß der Kutscher mitsamt seinen Pferden vom Bliz getroffen wird. Man sollte sich deshalb beim Anbruch eines Gewitters stets eine Strecke von seinem Gefährt entfernen und die Tiere durch Decken über den Köpfen vor dem Scheuen und Durchgehen behüten, wenn man sie nicht sicher festbinden kann.

Ein besonders längliches Gefühl beschleicht uns, wenn wir während eines heftigen Gewitters auf dem Wasser uns befinden. Der Wasserpiegel wird nicht selten vom Bliz getroffen, und es ist eigentlich als ein Wunder zu bezeichnen, daß bei den stark besuchten Gesellschaftsfahrten, die von größeren Städten aus während des Sommers so häufig stromauf und stromab veranstaltet werden, noch keine größeren Unglücksfälle vorgekommen sind. Allerdings zünden die Blitze auf Schiffen höchst selten; aber unter der Menschenmenge, die bei solchen Fahrten auf und unter Deck zusammengedrängt ist, vermöchten sie doch Unheil genug anzurichten. Am besten wird man jedenfalls tun, bei Ausbruch eines Gewitters die Wasserfahrt zu unterbrechen und Schutz auf dem Lande zu suchen.

Leider bieten uns auch unsere „vier Pfähle“ nicht in allen Fällen ausreichenden Blizschutz; es bedarf auch in Gebäuden noch einiger Vorsichtsmaßregeln, um vor dem tödenden Strahl vollkommen sicher zu sein. Da der Bliz einzelnstehende Häuser im Dorf und auf freier Feldflur weit stärker bedroht als die Häusermassen der Stadt, so ist bei ersteren vor allem für ausreichenden Schutz durch Blizableiter oder hohe Bäume zu sorgen. Wenn uralte Gehöfte im nordwestdeutschen Moor- und Heidegebiet oder in den Bergen Süddeutschlands allen Blizschäden entgangen sind, so war das wohl nur dadurch möglich, daß ein solcher Hof stets im Schutze einer Anzahl die Gebäude überragender Baumgruppen, meist Eichen, Eschen, Pappeln oder Linden lag, die allerdings, um Sicherheit zu gewähren, nicht unmittelbar neben den Gebäuden stehen dürfen, da alsdann der Bliz leicht vom Baum auf das Haus überspringen kann. Der Blizableiter gewährt einen gleichen Schutz nur unter gewissen Bedingungen, wenn er nämlich so angelegt ist, daß er andere metallische leitende, mit der Erde in Verbindung stehende Körper, wie Gas- und Wasserleitungen, Dachrinnen, Badewannen und dergleichen völlig ausschaltet. Da nicht in allen Fällen

hierauf zu rechnen ist, so wird man gut tun, während eines Gewitters diesen „nichtoffiziellen“ Leitungen fernzubleiben, um so mehr, als diese Metallrohre nicht selten mit dem Blizableiter verbunden sind.

Die Außenseite des Hauses ist ein gefährlicher Aufenthalt während des Gewitters, da der Bliz hier von dem metallischen Ableiter — den Dachrinnen oder dem eigentlichen Blizableiter — leicht auf den Schutzsuchenden überspringt. Von den innerhalb eines Hauses Getroffenen wird eine Anzahl stets als am offenen Fenster sitzend bezeichnet. Es ist gewiß zu empfehlen, während des Gewitters einen Fensterflügel offenzuhalten, schon aus dem Grunde, um für den Fall eines Blizschlages den erstickenden Dünsten einen Ausweg aus dem Raum zu schaffen. Aber man vermeide dabei das Hervorrufen von Zugluft, deren Richtung der Bliz, besonders der Kugelbliz, gerne folgt, und halte sich mehr nach der Mitte des Zimmers. Uebrigens ist auch innerhalb eines Gebäudes die Verteilung der Personen auf die verschiedenen Räume, wie im Freien die Zerstreung, rätlich, da ein Blizschlag in einen menschengefüllten Raum natürlich die schlimmsten Folgen haben kann. Nicht immer geht es so glücklich ab wie bei dem Unwetter im Jahre 1902 in Oesterreich, da der Bliz eine kleine Kapelle traf, in der 42 Personen versammelt waren; die meisten waren zwar betäubt, wirklich verletzt aber nur ein Drittel der Anwesenden, getötet niemand. Die Verletzten waren mit wenigen Ausnahmen nach einigen Tagen völlig genesen.

Es ist also nach dem Gesagten sehr wohl die Möglichkeit vorhanden, sich vor einem Blizschlage zu sichern, zumal wenn man mit Besonnenheit die nach der jedesmaligen Lage zu treffenden Vorsichtsmaßregeln, die hier nicht für alle möglichen Fälle angegeben werden können, ins Auge faßt. An dieser Besonnenheit mangelt es leider manchem Erwachsenen sogar, die Angst vor dem Gewitter läßt ihn ganz verkehrt, die Gefahr erst recht eigentlich heraufbeschwörende Maßregeln, wie eiliges Davonrennen, Schutzsuchen unter hohen Bäumen und ähnliches, treffen. Es mag ja als schlechter Trost erscheinen, daß der Bliztod die schnellste und absolut schmerzlose Todesart ist; eher mag man sich da an die Tatsache halten, daß von sämtlichen Getroffenen nur ein Drittel etwa stirbt, die übrigen aber fast stets, und nicht selten in überraschend kurzer Zeit, geheilt werden. —

Hermann Verdrow.

## Kleines feuilleton.

— Ein versiegtes Binnenmeer. „Das tote Herz Australiens“, von dem der australische Forscher J. B. Gregory in seinem von J. Murray in London verlegten Buch berichtet, ist ein mächtiger ausgetrockneter Binnensee im Innern des australischen Festlandes, ein Seebecken, dessen Naturgeschichte der Professor in einem der packendsten Kapitel seines Buches erzählt. Die Gründe, weswegen die einst fruchtbare Gegend des Eyreses zur dürren, leblosen Einöde geworden ist, müssen in der geologischen Geschichte Australiens gesucht werden. Zur Zeit der Kalksteinbildung in der Nähe von Bath in England war Mittelastralien ein ungeheures Meer. Dann verlief sich das Meer und das Becken wurde Land, ein Land von Lehm und Kies und Sand. Dann erhob sich das Land im Osten Queenslands in einer dem Auge des Geologen leicht erkennbaren Weise, und es erfolgte ein Einstürzen des Meeres vom Süden her, worauf mächtige Erdbebewegungen folgten, während denen der Eyrebezirk wieder sank und das ganze Flußsystem Mittelaustraliens gestört wurde. Um diese Zeit war Lake Eyre ein wirklicher See, dreimal so groß als sein gegenwärtiges Bett jetzt ist; an seinen Ufern wuchsen riesige Bäume, deren versteinerte Stämme noch sichtbar sind, und riesige Känguruis und Fledermäuse trieben sich umher. Der See und seine Buchten waren von Schwärmen von Krokodilen beböhrt. Im geheimnisvollen Walten der Naturkräfte versiegte der Regen, die Seetiefe nahm immer mehr ab und der Ausfluß hörte auf. Das von den Flüssen ins Seebecken geführte Salz häufte sich an und Fische und Krokodile kamen um. Mit dem Austrocknen des Sees verschwand auch die Vegetation der Ufer; saftige Pflanzen wurden durch dornige Wälder ersetzt. Die mächtigen Tiere starben aus; heiße Winde legten über die dürre Ebene und das vordem fruchtbare Eyregebiet wurde zur Einöde. Während diese klimatischen Wechsel in Mittel-Australien vor sich gingen, gab es dort keine Menschen. Wenigstens hat die wissenschaftliche Durchforschung der Umgegend keine menschlichen Spuren entdeckt, keine Steinwerkzeuge waren bei den Knochenüberresten. Professor Gregory drückt daher die Vermutung aus, daß die großen klimatischen Wandlungen beim Lake Eyre vor der Ankunft des Menschen vor sich gingen. Die von Gregory geführte Expedition verließ die südastralische Eisenbahn 440 englische Meilen von Adelaide bei Herrgott und zog um das östliche und südliche Ufer des Eyreses, bis sie wieder auf der westlichen Seite die Bahnlinie erreichte. —

### Kunstgewerbe.

o. s. Im Kunstgewerbemuseum (Bibliothek) sind augenblicklich neue Wiener Wandbilder aufgestellt, die die Staatsdruckerei in Wien herstellte. Es sind photographische Aufnahmen nach der Natur, aufgenommen mit einer kleinen Handkamera, auf den Stein vergrößert übertragen und dann mit zweifachem Tondruck koloriert. Diese Photochromolithographien, wie sie genannt sind,

eignen sich vorzüglich für den Anschauungsunterricht. Die Aufnahmen sind so groß, daß in der Schullasse jedes Kind von seinem Platz aus den dargestellten Gegenstand erfährt. Der Vorzug der Photographie zeigt sich hier. Es sind Tierbilder aus dem Zoologischen Garten. Jedes Tier ist in charakteristischer Stellung aufgenommen. Die Form kommt dadurch plastisch heraus, alles Kleinliche ist weggelassen. Nur die große Masse bleibt, die weithin sichtbar ist. Und doch ist in einzelnen jede Kleinigkeit genau auf die Platte gekommen. Man sieht, wie gut und sicher der Apparat arbeitet, wo ein Zeichner abzuweichen würde. Es müßte schon ein vorzüglicher Künstler sein, der so bei aller Genauigkeit das Große im Auge behielte. Ein zweiter Vorzug des Apparates ist, daß er die Licht- und Schattenverhältnisse so sicher wiedergibt. Das Tier steht da, in freier Luft, in fein abgestuften Tönen. Mit Geschmack ist dann dieser Abzug farbig mit dem Stein behandelt worden. Auch die Farbe dient nur unterstützend. Ein wenig Gelb, ein wenig Grün und die Illusion ist fertig, das Tier steht in voller Form, in freiem Licht vor uns. Besonders gelungen sind der Tiger und der Löwe. Momentanes Leben in jedem Muskel trotz der Ruhe. Und vor der blaugrau getönten Wandfläche des Käfigs kommen die ruhenden Körper der Tiere in ihrer schönen Färbung voll zur Wirkung. — Dieser geschieht verwandte Kombinationsdruck kommt noch in anderen Versuchen zur Anwendung. Bei Photographien für kunsthistorische Werke. Die Druckerei hat das an Reproduktionen aller Teppiche, Reliquien, alten Drucken erläutert, die alle vorzüglich gelungen sind und den Eindruck bis ins Kleinste getreu reproduzieren. Die Photographie gibt immer das Muster, die Zeichnung, getreu wieder. Und der Steinrunder fügt die Farbe ein. Genauigkeit und Schönheit gehen so zusammen. Mechanik und Kunst arbeiten Hand in Hand. Für Schulen sind diese großen Tierbilder der gegebene Wandschmuck und zugleich vorzügliches Anschauungsmaterial, das gleichzeitig den Vorzug der Billigkeit hat. Diese Bilder sind auf Veranlassung des Künstlers Professors Kolo Moser in der beschriebenen Weise angefertigt. —

### Aus dem Tierleben.

th. Der Heerwurm. Vor kurzem konnte man in der Tagespresse die Nachricht lesen, daß an einer Stelle des Thüringerwaldes von verschiedenen Touristen ein Zug des Heerwurmes beobachtet wurde. Wenn man auch heutigen Tages dieser Erscheinung nicht mehr solch schreckliche Folgen zuschreibt, wie in früheren, weniger aufgeschätzten Zeiten, so bietet das Leben dieses seltsamen Tieres so manches merkwürdige, was eine kurze Beschäftigung mit ihm wohl gerechtfertigt erscheinen läßt. Der Heerwurm gehört nicht, wie vielleicht der Name vermuten läßt, zu dem Stamme der Würmer, sondern ist die Larvenform einer kleinen Trauermilche der *Soiara militaris*. Die Milche ist weit verbreitet und wohl jeder hat sie schon gesehen, aber wegen ihrer geringen Größe und ihres unscheinbaren Aussehens nicht beachtet. Es ist ein tiefschwarz gefärbtes Tierchen, das im weiblichen Geschlecht eine Größe von höchstens einem halben Zentimeter Länge erreicht, während das Männchen noch um etwa ein Drittel kleiner ist. Der Hinterleib setzt sich aus sieben, nach dem Alter so allmählich verjüngenden Leibsegmenten zusammen, deren letzter beim Weibchen in eine spitze Legeöhre zur Ablage der Eier ausläuft, beim Männchen zu einem zweigliederigen Klammerorgan umgewandelt ist. Ueber die Lebensweise der ausgebildeten Milche ist nicht viel zu sagen. Meist in der ersten Hälfte des Sommers, die Zeit richtet sich nach der Witterung des betreffenden Jahres, schlüpfen die Tiere aus der Puppenhülle aus. Man kann sie dann häufig auf den Blüten von Doldengewächsen herumkriechen und fliegen sehen. Doch nur eine kurze Lebenszeit ist ihnen bemessen, wenige Tage nach der Paarung und nachdem das Weibchen sein Eihäuschen von etwa hundert kleinen, weißlichen Eiern abgelegt hat, naht der Tod. Eine längere Lebensdauer nach Vollendung dieses einzigen und wichtigsten Geschäftes wäre für die Erhaltung der Art nutzlos, insofern hätte die Naturzüchtung keinen Grund einzusetzen, um sie zu schaffen. Es ist das überhaupt eine durch das ganze Tierreich gehende Erscheinung, daß die Naturzüchtung nur Rücksicht nimmt auf das Gedeihen und die Erhaltung der Art, während mit dem Leben des Einzeltieres recht gleichgültig umgesprungen wird. Am deutlichsten erkennt man dieses Gesetz bei den sozial lebenden Insekten, z. B. den Bienen. Bei diesen haben die Königinnen und die Arbeiterinnen, welche für die Pflege der jungen Brut unbedingt notwendig sind, ein verhältnismäßig sehr langes Leben, die männlichen Bienen oder Drohnen dagegen werden sofort nach Beendigung des Hochzeitsfluges in rücksichtslosster Weise aus dem Stode gestoßen oder sogar von den Arbeitsbienen einfach erstickt.

Aus den Eiern der Trauermilche, die mit Vorliebe unter dem faulenden Laube von Buchenwäldungen abgelegt werden, entwickeln sich kleine, bleichlichgelbliche Larven mit schwarzem Kopfe, der eigentliche Heerwurm. Diesen Namen verdanken die Tierchen einer höchst sonderbaren Gewohnheit. In Jahren, in denen die Trauermilche besonders zahlreich an einer bestimmten Stelle aufgetreten war, wird den kleinen gefräßigen Würmern bald ihr Futter Inapp und sie beschließen dann im hohen Rate eine Auswanderung nach günstigeren Weideplätzen. Die Tierchen ordnen sich zu großen Scharen von vielen Tausenden, und mit einem Male sieht man an irgend einer Stelle einen langen, schlangenartigen Zug unter der Laubbede hervorkriechen. Wie eine einheitliche Masse wälzt sich diese unheimliche bleiche Schar langsam über den Waldboden dahin. Es

sind schon Heerwurmzüge von fast vier Meter Länge bei mehr als einem Fuß Breite beschrieben worden. Dabei kriechen die Tierchen nicht etwa geordnet nebeneinander her, sondern in dichter Schicht über und untereinander. Zusammengehalten wird der ganze Schwarm durch einen zähen, klebrigen Schleim, welchen die einzelnen Larven an ihrer Körperoberfläche ausscheiden und in dem die Tiere gewissermaßen dahingleiten. Noch lange nachdem der Zug aus dem Gesichtskreise entschwinden ist, kann man die Straße, welche er nahm, an einem breiten Streifen schillernden Schleimes erkennen. Stellen sich Hindernisse dem Marsche entgegen, so werden sie entweder überflutet, oder, falls sie zu groß sind, teilt sich an ihnen der Strom, um dahinter wieder zusammenzuströmen. An einer passend scheinenden Stelle, mitunter erst nach langem Marsche, verschwindet der Heereszug der kleinen Larven wieder spurlos unter der Laubbede des Waldbodens, und die einzelnen Tiere verteilen sich auf ihren neuen Weideplätzen.

Es ist kein Wunder, daß man dieser seltsamen Völkerverwanderung in früheren Zeiten, als man ihre Bedeutung noch nicht erkannte hatte, die seltsamsten Eigenschaften zuschrieb und sie mit den wichtigsten Geschehnissen des Menschenlebens, mit drohenden Kriegesereignissen, Seuchen und Hungersnot in Verbindung brachte. Ist es doch eine immer wiederkehrende Erscheinung, daß der primitive Mensch alle ihm unerklärlichen Naturereignisse als Mahnstimme der Gottheit, die Gutes oder Böses kündend zu ihm spricht, auffaßt.

Von dem sonstigen Leben der Tiere ist noch zu erwähnen, daß die Nahrung der Larven fast ausschließlich aus den in Verwesung befindlichen Blättern besteht, deren Weichteile bis zur letzten Rippe aufgezehrt werden. So wachsen die Tierchen langsam heran, um sich dann in kleinen, selbstgesponnenen Geweben zu Puppen umzuwandeln, aus welchen nach ungefähr einer Woche die ersten Mäden, zuerst die nur in geringer Zahl auftretenden Männchen, wenig später auch die weiblichen Tiere auskriechen.

Das Auftreten von zweiten Larvenwanderungen ist im Reiche der Insekten durchaus keine vereinzelte Erscheinung. So ist es unter anderem bekannt, daß die Raupe des Eichenprozessionsspinner, *Chethocampa processionea*, regelmäßig große Prozessionen veranstaltet. Gleich nachdem die jungen Raupen aus den Eiern geschlüpft sind, die unter der Rinde des Eichenstammes verborgen lagen, ziehen sie in wohlgeordnetem Zuge in die Baumkrone zur Nahrungssuche, um nach beendetem Mahle in gleicher Marschordnung eine geschützte Stelle aufzusuchen. Stellt sich auf ihrem Baume Nahrungsmangel ein, und das kommt nicht selten vor, denn die Tiere können fürchtbar unter dem jungen Grün hausen, so veranstalten sie weitere Märsche über den Waldboden, bis sie einen anderen Baum erreicht haben, an dem sie ihr Zerstorungswerk fortsetzen können.

Eines echten Heerwurmes, der auch diesen Namen führt, können sich die Amerikaner rühmen. Es ist dieses die Raupe einer kleinen Eulenart, die in großen Scharen die Wiesengründe des westlichen Nordamerikas verheert und die beim Eintreten von Hungersnot in dichtem Heereszuge weite, ja oft Kilometer lange Wanderungen nach besseren Weideplätzen unternimmt. —

### Humoristisches.

— Angenehme Beschäftigung. „Was treiben Sie denn den ganzen Tag in diesem öden Nest?“

„Na, meine Kinder traxeln auf dem Düngerhaufen umeinander, meine Frau sitzt in der Näh' und hält sich die Nase zu, ich sitz' am Fenster und schimpf' über den Geruch und meine Älteste malt's Ganze.“ —

— Kostspieliger Durst. Studiosus (Hausbesitzerssohn): „Habe ich bei dieser Hitze aber einen Durst! — Da wird Papa unsere Mieter wieder hübsch steigern müssen.“ —

— Zum Beweise. Richter: „Sie wollen sich wegen der mangelhaften Kochfertigkeit Ihrer Frau scheiden lassen? Das ist doch kein Grund.“

Ghemann: „Herr Amtsrichter, darf ich Sie einmal zum Mittagessen einladen?“ — („Meggenborfer-Blätter.“)

### Notizen.

— Das Voryingtheater (früher Belle-Alliance-theater) soll am 1. September eröffnet werden; es will bei billigen Eintrittspreisen gute Werke klassischer und moderner Dichters — Opern und Operetten — zur Aufführung bringen. Das Theater ist vollkommen renoviert und teilweise umgebaut worden. —

— Eine wissenschaftliche Expedition, vor mehreren Monaten vom Süd-Kensington-Museum in London nach Zentral-Afrika ausgesandt, hat in den dortigen „Mondbergen“ eine fruchtbringende Fledermaus entdeckt, ein Tier, das der Wissenschaft bisher gänzlich unbekannt war. —

— Eine unterirdische Erdbebenwarte wurde im Silberbergwerke bei Priham (Böhmen) eingerichtet. Sie ist in dem 1118 Meter tiefen Adalbertschachte, dem tiefsten Schachte des Staates, untergebracht und steht mit der oberirdischen Warte daselbst durch eine elektrische Leitung in Verbindung. —

— Ein großes modernes Observatorium beabsichtigt der ungarische Karpathenverein in Gemeinschaft mit der dortigen Geographischen Gesellschaft auf der hohen Tatra zu errichten. —